

Urs Widmer  
*Das Buch  
des Vaters*  
*Roman*

Diogenes

Umschlagillustration:  
Heiri Strub, ›Walter Widmer‹, 1946  
(Ausschnitt)

*Für May*

Alle Rechte vorbehalten  
Copyright © 2004  
Diogenes Verlag AG Zürich  
[www.diogenes.ch](http://www.diogenes.ch)  
500/04/8/1  
ISBN 3 257 06387 3

Am Abend vor dem Morgen, an dem mein Vater starb, war ich im Zirkus, zusammen mit einem befreundeten Paar, Max und Eva, und meiner Mutter. Als wir aufbrachen – meine Mutter fegte die Treppen hinauf und hinunter –, kam mein Vater aus seinem Zimmer, gelb und noch durchsichtiger als sonst, sah mich mit großen Augen an und bewegte die Lippen. »Was?« sagte ich. Er wiederholte, was er gesagt hatte, und weil ich mich jetzt zu ihm hin beugte und auf seinen Mund schaute, verstand ich ihn. »Bleib da. Mir ist nicht gut«, sagte er. Er trug seine Strickjacke – es war Sommer! –, hielt die Zigarette in einer Hand, und seine Augen hinter den Brillengläsern waren naß. Ich umarmte ihn – ihm war seit Jahren nicht gut – und sagte: »Aber Papa, du weißt doch, wir haben Karten für den Zirkus, und Eva und Max warten auf uns.« Er nickte. »Spätestens um elf sind wir wieder da.« – Die Vorstellung war gut – eine tolle Trapeznummer, caramelfarbene Pferde, die auf den Hinterbeinen Walzer tanzten, und Clowns, die regelrecht lustig waren –, und um zehn vor elf waren wir wieder zu Hause.

Mein Vater schlief schon, jedenfalls hörte ich keinen Ton, als ich an seiner Tür horchte, weder seinen Atem noch den Husten, der ihn immer wieder weckte, und oft auch uns. Mein Zimmer lag direkt über seinem. Es war mein Zimmer seit immer, denn ich war, obwohl inzwischen siebenundzwanzig, nie ausgezogen, weil ich dachte, daß das meinen Vater töten würde. Er war so elend, so wund. Er erinnerte mich an eine Maus, gefangen in einem Käfig aus Büchern, an eine gehäutete Maus. Jede Berührung tat ihm weh, jeder Kuß, jede Umarmung; so bewegte er sich selber kaum mehr. Ins Bad hinüberzugehen und eine Schmerztablette zu schlucken, aufs Klo, das waren seine weitesten Wege. Mir fiel wenig mehr ein, als zuweilen zu ihm zu gehen und ihm stumm zuzuschauen, wie er schrieb. Es störte ihn nicht. Er hatte eine Schreibmaschine, auf der er mit einem einzigen Finger, dem Zeigefinger der rechten Hand, in einem rasenden Tempo tippte. Bevor er schlafen ging, schrieb er – jeden Abend, auch auf einer Reise oder nach einem Fest, das bis zum frühen Morgen gedauert hatte – mit einem Federkiel und Tusche in einem Buch, das in schwarzes Leder gebunden war, einem Folianten voller einst leerer Seiten, die er inzwischen schier alle beschrieben hatte. Er tat das seit einem halben Jahrhundert. Es war ein Auftrag, jedenfalls, er konnte nicht anders. Er hatte eine so kleine Schrift, daß eine Seite für mehrere Tage reichte. Er schrieb ohne eine Lupe, tief über das Papier gebeugt; aber lesen konnte vielleicht nicht einmal er, was da stand. Die alten Seiten, die von vor vierzig oder fünfzig Jahren, mußte auch er deuten. Seine Schrift war präzise, alle Zeilen schnurgerade. Der größte Buchstabe war einen Millimeter

groß. Ich hatte ihn einmal gefragt, ein einziges Mal, was er da schreibe. »Mein Lebensbuch«, hatte er geantwortet. – Wenn ich ins Zimmer kam, sagte er: »Nimm dir ein Bonbon«, und er sagte es auch noch, als ich längst über das Alter hinaus war, in dem man Zuckerzeug über alles liebt. Ich öffnete also die unterste Schublade des Schreibtischs und nahm aus einem großen Glas ein Himbeer- oder Zitronenbonbon. Mein Vater sah mir zu, ohne mit dem Schreiben innezuhalten. – In den andern Schubladen, wenn ich die einmal aufzog oder eher noch hineinspähte, wenn der Vater es tat, waren Federn, Tuschefläschchen, Papiere, Heftklammern, Briefumschläge, Marken, Radiergummis. Die oberste Lade allerdings war verschlossen. Immer. Da waren die geheimen Dinge drin. – Ich hatte an diesem Abend Mühe einzuschlafen, und dann quälten mich böse Träume. Im Tiefschlaf hörte ich aus dem Zimmer unter mir ein Geräusch, als ob ein Ast bräche, stürzte schlafend noch aus dem Bett und war die Treppe hinabgeflogen, bevor ich wach war. Ich stieß die Tür zum Zimmer meines Vaters auf. Er lag im Bad, den Kopf unter das Waschbecken verkrümmt, schräg gegen die Badewanne gelehnt. Er atmete, rasselnd, mit stockenden Stößen. Ich wußte, das war der Tod. Die Zigarette hing zwischen den Fingern der rechten Hand. Ich warf sie in die Wanne. Ich packte ihn an den Armen, über ihm kniend, und wuchtete ihn unter dem Becken hervor. Ließ ihn nochmals los, weil das Wasser aus dem Hahn schoß und ich es abstellen mußte, und zerrte an ihm, weil er sich zwischen Becken, Wanne und Wand verklemmt hatte. Als ich den Kopf frei hatte, verhedderten sich seine Beine im Gestänge des Wäschehalters. Irgendwie

schaffte ich es, ihn in sein Zimmer hinüberzuschleifen, wie einen Sack, und ihn auf sein Bett hinaufzuwuchten. Er war so klein und dennoch so schwer! Seine Brille lag auf dem Teppich, in zwei Stücke zerbrochen. Vielleicht war ich draufgetreten. »Papa«, sagte ich. Er atmete nicht mehr und hatte den Mund offen. Er war tot. An einer Schläfe war Blut, da, wo er gegen die Wanne geprallt war. Ich holte ein Frotteetuch und legte es auf die Wunde. Draußen, vor dem Fenster, dämmerte der Morgen. Ich ging zum Telefon und rief Doktor Grien an, seinen Hausarzt und Freund über Jahrzehnte hin, mit dem er sich aber – vor kurzem erst – überworfen hatte, ich wußte nicht, warum. Wahrscheinlich hatte Doktor Grien wieder einmal angedeutet, daß die vielen Zigaretten, ja, daß vier Päckchen am Tag doch eine recht hohe Dosis seien, blaue Gauloises auch noch, und wie es mit nur einem Päckchen wäre, oder gar keinem?, und mein Vater hatte natürlich alle Türen geknallt und ihm vorher gewiß noch und endgültiger als all die Male zuvor gesagt, er könne ihn mal, und zwar von oben bis unten und bis zum Ende aller Tage. Sein Arztdiplom könne er sich sonstwohin schieben. »Ich behandle ihn nicht mehr«, sagte Doktor Grien mit der Stimme eines Mannes, der eben erst seinen Tiefschlaf gefunden hatte und nun unrettbar geweckt war. »Das wissen Sie. Er jedenfalls weiß es.« – »Es ist das letzte Mal«, sagte ich. Doktor Grien war zehn Minuten später da, auch er im Pyjama, über dem er einen Regenmantel trug, und mit Pantoffeln an den nackten Füßen. Er leuchtete dem Vater mit einer kleinen Stablampe in die Augen, fühlte seinen Puls und seufzte. »Tja«, sagte er. »Tut mir leid.« Er hob seinen Koffer hoch, eine alte Le-

dertasche, und ging. Meine Mutter war inzwischen auch da. Sie stand am Fußende des Betts, weiß wie Kalk, in einem grauen Nachthemd. Ich hatte mich auf den Stuhl des Schreibtischs des Vaters gesetzt – ich hatte das bis dahin noch nie getan – und schaute auf die Seite in seinem Buch, an der er bis eben noch geschrieben hatte. Er hatte wohl den letzten Satz nicht zu Ende gekriegt, jedenfalls war da kein Punkt. Ich blätterte das Buch durch. Jede Seite war so voll, so eng beschrieben, daß kein weißer Fleck blieb. Zehn, fünfzehn Seiten waren leer geblieben. Weiß. Er war vor seiner Zeit gestorben. – Das Buch glich einer Bibel, so mächtig war es, so schwarz. Kein ins Leder des Einbands geprägtes Kreuz zwar, aber oben ein Goldschnitt und ein blasses, verfranstes Lesebändchen. Ich legte es zwischen die letzten Seiten und ging an meiner Mutter vorbei nach draußen. Als ich die Tür schloß, stand sie über ihren Mann gebeugt und schloß ihm mit zwei Fingern die Augen. In der andern Hand hielt sie einen der Bügel seiner Brille, mit einem Glas, durch das ein gezackter Riß lief, wie ein Blitz.